

Und der Tod
fragte sich, ob er
(un)endlich ist

LESEPROBE



CHARLIE
REISS

ROMAN

Und der Tod
fragte sich, ob er
(un)endlich ist

**CHARLIE
REISS**

ROMAN

Kapitel 1

Schön, dass Sie hier sind



Ich entledigte mich nicht einmal meines Anzugs, sondern haute einfach ab. Weg von dem Lärm. Weg von dem Gestank. Weg von dem Leid. Weg von allem. Ich verschwand, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen, und fand mich plötzlich auf der sonnigen Lichtung eines saftig grünen Laubwaldes wieder. Die Lichtung, auf der wir uns gerade befinden. Mein Ruheort.

Ich bin ruhig. Ich bin ganz ruhig.

Ich zog meine Schuhe aus und stellte sie ordentlich nebeneinander auf das weiche, feuchte Moos, ehe ich mich barfuß im Schneidersitz auf diesen abgesägten Baumstamm hier setzte und zu meditieren begann. Auch wenn es mein momentanes Outfit vermuten lassen mag, bin ich weder Banker noch Bestatter. Nein, ich bin der Tod selbst. Wie lange ich das hier bereits mache? Ewig. Angefangen habe ich als junger Kerl, wenn man so will. Die Menschheit hat mir schon viele Namen gegeben. Schnitter, Freund Hein, Gevatter Tod,

Sensenmann. Mir persönlich gefällt Boandl am besten, als Kurzform für Boandlkramer. Meine Freunde nennen mich genau so. Ja, richtig gehört: Ich habe Freunde. Konnte ich mir früher auch nicht vorstellen.

Im Grunde gefällt mir, was ich mache. Zwar sehen die Menschen in mir lediglich das Ende des Lebens, doch ich trage eine große Verantwortung. Fehler sind nicht revidierbar. Klassischerweise hole ich die, deren Zeit gekommen ist: Alte und Kranke. Und auch wenn ich stets die quälende Frage nach dem Warum hinterlasse, wird meine Anwesenheit meist als Erlösung wahrgenommen. Die Verstorbenen sehen in mir einen Gefährten auf ihrer letzten Reise, wohin auch immer diese gehen mag. Das steht auf einem anderen Blatt und Erläuterungen dazu würden an dieser Stelle zu weit führen. Nennen wir das Ziel daher einfach: das Jenseits. Meistens sind die Momente, in denen ich auf der Bildfläche erscheine, aber nur schlimm für die Angehörigen, nicht für die Sterbenden selbst.

Bei Unfällen, Verbrechen, Kriegen, Hinrichtungen et cetera hingegen trifft es häufig auch sehr junge oder kerngesunde Menschen. Ihr Sterben geschieht durch Menschenhand, und hier bleibt für mich die Freude an meiner Arbeit auf der Strecke. Schon früher, weit vor der modernen Zivilisation, töteten sich die Menschen gegenseitig. Mann gegen Mann, Stamm gegen Stamm – glauben Sie mir: Es gibt nichts, was es nicht gibt. Immer in der Angst um das eigene Selbst. Animalisch.

Aber ich schweife ab ...

Sicher fragen Sie sich, was für den Tod der Auslöser gewesen sein kann, wegzurennen. Also beginnen wir am besten von vorne: Ich war wieder in Aleppo. Im Norden Syriens. Und ich musste ein Kind begleiten. Schon wieder. Das Weinen der Mutter, die Schreie.

Normalerweise bin ich echt nicht sonderlich empfindlich, aber dieses Mal hat es mir einfach gereicht. Kriege sind sogar für mich harte Brocken. Da soll noch mal einer sagen, ich hätte keine Gefühle! Wenn ich zurückdenke, ergreift mich gleich wieder diese innere Unruhe.

Ich bin rubig.

Jeder muss mal ausspannen. Selbst ich. Das bedeutet übrigens nicht, dass in dieser Zeit niemand stirbt. Fragen Sie aber bitte nicht, wie ich das schaffe – das menschliche Gehirn ist schlicht nicht in der Lage, diese Prozesse und Vorgänge zu erfassen. Zu sehr ist es auf das Hier und Jetzt gepolt, also geben Sie sich gar keine Mühe. Ich kann nur so viel sagen: Ich bin stets dort, wo man mich braucht, und jeder bekommt mich so zu Gesicht, wie es der jeweiligen Situation angemessen ist.

Im Moment befinde ich mich eben in meinem schwarzen Anzug gekleidet auf dieser wundervollen Lichtung – weil es für Sie gerade so passt.

Es ist schwierig, zu verstehen, warum der Lauf der Dinge so ist, wie er ist. Auf der einen Seite wird Ihr Planet von einer Überbevölkerung Ihrer Spezies bedroht. Mir gefällt hierzu das Bild, auf dem die Erde einfach fällt, weil sie zu schwer geworden ist. Sie fällt und fällt und fällt. Vielleicht schlägt sie zwischendrin mal irgendwo auf und hüpfert dann weiter wie ein Gummiball. Recht amüsante Idee, wie ich finde. Aber muss deshalb denn innerhalb eines Jahrhunderts gleich ein solches Massensterben – oder sollte ich besser sagen: Massentöten – veranstaltet werden, um der Überbevölkerung entgegenzuwirken? Also, nicht, dass

wir uns falsch verstehen, die Zeiten davor waren nicht viel besser. Aber wenn das so weitergeht, brauche ich mich um die Alten und Kranken bald gar nicht mehr kümmern. Dann bin ich nur noch Handlanger für die Kriegstreiber. So war das nie geplant.

Ich bin ganz ruhig.

Ob sich da noch mal etwas ändert? Als ich das erste Mal auf dieser Lichtung war, ging mir genau dasselbe durch den Kopf. Ich war überarbeitet und durcheinander. Und bereit zu kündigen, wenn sich die Situation in den nächsten Jahrzehnten nicht bessern würde. Hm ... Selbst aus heutiger Sicht hätte das manchmal wirklich was für sich. An jenem Tag wollte ich jedenfalls einfach mal Ruhe. Nichts tun. Entspannen. Vielleicht Urlaub machen? *Das wäre was!* Massensterben hin oder her, ich beschloss, wirklich Urlaub zu machen. Also ... bald. Denn zunächst musste ich ja erst mal wieder zurück.

Ich bin die Ruhe selbst.

Kapitel 2



Uschis Diner

Keine Menschenseele zu sehen. Er war das einzige Wesen auf dem ganzen Bahnhof und starrte den roten Lichtern des letzten Nachtzugs hinterher, die langsam immer kleiner wurden. Erst nachdem die glühenden Augen verschwunden waren, wandte sich die große dunkle Gestalt zur Seite.

»Immer dasselbe ...«, grummelte der Tod, während er in seinen Taschen nach dem Feuerzeug kramte, um sich die erloschene Zigarette wieder anzuzünden. Gleich darauf stieg der Rauch kerzengerade nach oben. Es ging kein Lüftchen und die Temperaturen waren selbst zu dieser Uhrzeit fast höllisch – dank Klimawandel mittlerweile eine typische Sommernacht.

Trotzdem machte der Tod keine Anstalten, sich seines Jacketts zu entledigen, und auch die Krawatte saß akkurat. Für ihn bedeutete Ordnung das halbe Leben, sonst würde er den Überblick verlieren – kein Wunder bei dem Arbeitspensum. Kein anderer konnte seinen Job machen, und bei der Menge an Aufträgen brauchte er sich um diesen wahrlich nicht zu sorgen;

daran hatte sich auch in den vergangenen Monaten nichts geändert. Aber wenigstens hatte er sich inzwischen wieder so weit gefangen, dass sich sein Aussetzer von vorletztem Jahr nicht wiederholt hatte und er wieder dem regulären Tagesgeschäft nachgehen konnte. Zwar hatte das mit dem Urlaub noch immer nicht geklappt, aber eines hatte sich ... nein, eines hatte *er* dennoch geändert: Er pflegte inzwischen Kontakte zu Lebenden; genauer gesagt zu solchen, die auch nach seinem Besuch weiterlebten.

Der Grund dafür lag nicht darin, dass er sich gelangweilt hätte, nein – er wollte endlich das ganze Ausmaß seines Wirkens begreifen. Statt der Geschichten und Erzählungen von Krieg und Gewalt, derer er so überdrüssig war, eröffnete sich ihm hier in ungeahntem Ausmaß das Gefühl tiefer Liebe, und zwar in der ganzen Bandbreite des Seelenschmerzes der Hinterbliebenen. Dies empfand der Tod als wunderschön. Und als zutiefst befriedigend. Für Normalsterbliche mochte es sadistisch klingen, dass Trauer in Freund Hein ein Gefühl von Befriedigung hervorrief, doch es ging ihm um die Liebe, die er in dieser Trauer ablesen konnte. Diese Liebe, die im krassen Kontrast zu all dem für Mord, Totschlag, Kampf und Krieg sorgenden Hass auf der Welt stand – all das, was zu seinem Zusammenbruch geführt hatte.

Der Boandl hatte den Glauben an die Menschheit fast schon verloren gehabt. Nun brachten ihm die Einzelschicksale der Menschen in seinem Umfeld ebenjenes zurück, so hart das für die Betroffenen auch sein mochte.

Die Bahnhofsuhr zeigte 2:36 Uhr. Der Tod drückte den Stummel seiner Zigarette im Aschenbecher aus und verließ das Bahnhofsgebäude vorbei an den Rettungskräften sowie der Polizei.

Eben hatte er einen unerkant herzkranke Mittfünfzige aus der Peepshowkabine geholt und zur Großen Jenseitspforte begleitet. Die junge Sanitäterin und ihre beiden übergewichtigen Kollegen hatten sicher keinen Spaß bei der Bergung, denn der Hundertfünfzig-Kilo-Körper des Unglücklichen war beim Zusammensinken in der kleinen Kabine so gelandet, dass sich die Tür nur noch einen Spalt öffnen ließ.

Wer kommt denn bitte auf die Idee, die Tür zu einer Kabine, die kaum größer ist als zwei Dixi-Klos, nach innen aufgehen zu lassen?

Normalerweise kehrte der Tod nach getaner Arbeit unmittelbar zurück nach Hause, um sich noch etwas seinem Hobby, der Lilienzucht, zu widmen. Und war da gerade nichts zu erledigen, setzte er sich auch gerne mal mit einem heißen Kakao und einem Buch in seinen großen Ohrensessel oder sinnierte darüber, welches Hobby als Nächstes für ihn infrage kommen könnte. Aber heute hatte er großen Hunger, und sein letzter Kunde, kein Kostverächter, hatte ihm *Uschis Diner* – »Is gleich hier ums Eck. Die Schnecke macht die besten Burger der Stadt!« – wärmstens ans Herz gelegt.

Nach wenigen Minuten leuchtete ihm durch eine Glastür ein neonpinker Schriftzug entgegen:

YES, WE ARE OPEN!

Daneben hing ein Schild mit der Info:

*Öffnungszeiten:
20:00 Uhr – die letzten geben (spätestens 07:00 Uhr)*

Er betrat das im amerikanischen Stil eingerichtete Lokal, nahm auf einem der roten Drehlederhocker am

Tresen Platz und bestellte einen Cheeseburger Texas Style mit Ringelpommes und Coleslaw sowie eine Cola. Etwas Gesundes suchte man auf der Karte vergeblich.

Würde mich nicht wundern, wenn Uschis Angebot maßgeblich zur Herzschwäche des Mannes beigetragen hätte ...

Für den Tod selbst stellte ungesunde Ernährung verständlicherweise kein Problem dar, und mit dieser Sorglosigkeit schien er sich in bester Gesellschaft zu befinden: Offenbar schaute jeder, der um diese Uhrzeit in der Nähe war und Hunger hatte, bei Uschi vorbei. Der Laden brummte, und das unter der Woche. Von der grauen Maus bis zum Paradiesvogel – das Klientel war mannigfaltig, was wohl auch daran lag, dass es sich nicht um eine dunkle Spelunke handelte, sondern alles durch Neonleuchtschriften und Deckenleuchten im American-Diner-Style hell beleuchtet wurde.

Uschi selbst hatte sich in Neonleggings und ein Eighties-Shirt gezwängt – trotz ihrer achtundfünfzig Jahre mache sie das jeden Abend, wie er von Hugo, der ihm das Lokal empfohlen hatte, erfuhr – und wirkte dadurch ziemlich aus der Zeit gefallen. Ihre Angestellte bediente hingegen stüblecht im Petticoat-Kleid mit Schürzchen und Häubchen. Die Musik passte auch, eigentlich fehlten für das vollkommene Fünfziger-Jahre-Flair nur noch die Rollschuhe.

Uschi stellte dem Tod ein Glas kalte Cola mit Eiswürfeln vor die Nase und setzte dann ihr Gespräch mit den Stammgästen fort. Einer von ihnen – eher Typ Paradiesvogel mit schwarzer Haartolle und weißem brustfreiem Glitzeranzug – beäugte Boandl misstrauisch, und dieser ärgerte sich, dass er sich nicht für ein etwas lockereres Outfit entschieden hatte. Aber er

hatte ja nicht wissen können, dass er nach seinem Auftrag noch in einem Laden wie *Uschis Diner* landen würde. Für einen Augenblick überlegte er sogar, sich schnell zu Hause umzuziehen. Würde nicht lange dauern, allerdings würde sein plötzliches Verschwinden und das darauffolgende Aus-dem-nichts-wieder-Auftauchen nur für unnötige Verwirrung bei den anderen Gästen sorgen. Außerdem plärrte bereits jemand aus der Küche: »Einmal Cheeseburger!«

Uschi drehte sich geschickt um die eigene Achse, nahm den Teller aus der Durchreiche und stellte ihn schwungvoll, aber ohne nur eine einzige Pommes zu verlieren, vor dem Schnitter ab. Auch ihre durch Unmengen Haarspray betonierte Dauerwelle verrutschte keinen Millimeter.

»Das erste Mal hier?« Eine rhetorische Frage. Uschi kannte jeden, der ihr Lokal öfter als einmal betrat.

»Ja. Bin geschäftlich in der Gegend und hab von einem Kunden den Tipp bekommen, man könne hier gut essen.«

»Von einem Kunden? Wem denn?«

»Datenschutz ... Aber kein Stammkunde, glaube ich.« Was natürlich gelogen war, aber er konnte ja schlecht sagen, dass er gerade einen ihrer Gäste ins Jenseits befördert hatte.

In diesem Moment öffnete sich die Eingangstür und eine gedrungene Blondine in buntem Glitzeroberteil und einer silbernen paillettenbesetzten Hose stürmte herein. Freund Hein war erleichtert, da die Blicke nun in ihre Richtung gingen.

»Den Hugo hat's bei der Peepshow zerbröselst!« Ihre Worte schrillten durch den Raum. »Die Rettung und die Polizei standen gerade ewig vorm *Mariellas*! Und der Totengräber war auch da!«

»Ruhig, Beate. Woher weißt du denn, dass es Hugo war?«, fragte Uschi neugierig. »Der war doch vorhin noch auf ein Bier hier und hat lustig von seiner Neuen geplaudert.«

Beate griff zittrig nach einem Glas auf dem Tresen – sie erwischte just das des Schnitters –, kippte die Cola auf Ex, taumelte einen Schritt zurück, pustete theatralisch aus, und schon plätscherte es weiter aus ihr heraus: »Hab's zufällig gehört, auf dem Weg zum Zigarettenholen. Dachte erst, es wäre mal wieder ein Junggesellenabschied eskaliert. Da führen sich die besoffenen Burschen immer auf, als würde mit der Ehe das Leben enden. Dann hab ich aber mitbekommen, dass es wohl Hugo erwischt hat, weil's der Inhaber jemandem auf der Straße erzählt hat. Weißt schon, der Neue.« Beate blickte den Boandl überrascht an. »Da sitzt er doch!«

In Uschis Hirn arbeitete es sichtbar. Verwirrt folgte sie Beates Blick. »*Du* bist der Neue, der letztens dem Ludwig das *Mariellas* abgekauft hat? Warum hast du denn nicht gleich erzählt, dass der Hugo bei dir tot umgefallen ist? Gibt's bei dir etwa was zu verbergen?«

Der Tod ahnte, dass Uschi in Gedanken bereits viel weiter war als bei der reinen Informationsabfrage. Wie man in den Augen mancher Menschen Dollarzeichen aufleuchten sehen konnte, so leuchtete bei Uschi gerade die Titelschlagzeile der *Bild*-Zeitung des kommenden Morgens auf:

*Tod im Puff nach Besuch von Burgerschuppen – was geschah
tatsächlich mit Hugo K. (+56)?*

»Also: Was ist da passiert in deinem Laden?«

»Mmerstens binich nich dieser Neue, unzweitins isses nich meinladn«, nuschelte Boandl durch Cheeseburger

und Ringelpommes. Er war schließlich hier, um zu essen, nicht um unangenehme Fragen zu beantworten. Dann schluckte er und blickte von seinem Teller hoch, direkt in Uschis Augen.

Sie durchfuhr sichtlich ein Schauer, als liefе es ihr kalt den Rücken herab.

»Und drittens hätte ich gern noch eine neue Cola. Mit Eis. Danke.«

Die verduzte Restaurantinhaberin drehte sich kommentarlos um, holte Eiswürfel aus der Tiefkühlshublade, ließ sie laut klirrend in ein Glas fallen und übergoss sie mit dem Softdrink aus dem Zapfhahn. Weiterhin wortlos stellte sie dem Tod das Glas vor die Nase.

»Danke.« Er lächelte sie freundlich an und schlürfte dann genüsslich seine eiskalte Cola.

Nachdem Boandl aufgegessen und bezahlt hatte, ließ er Uschi – mit ihren Stammgästen über Hugos Ableben tratschend – zurück. Keiner hatte mehr gewagt, ihn anzusprechen, schon gar nicht die Restaurantinhaberin. Ihm war klar, dass keiner der Anwesenden sein Gesicht noch hätte beschreiben können, sobald er zur Türe hinausgegangen war – und das, obwohl er Sekunden vorher noch mit ihnen am Tresen gegessen hatte. So war das immer, wenn er irgendwo auftauchte. Und genauso wusste er als Einziger, dass er jeden von ihnen irgendwann wiedersehen würde.

Etwas später, unmittelbar nach Sonnenaufgang zur morgendlichen »Goldenen Stunde«, stand Boandl in seinem Garten vor den Lilien, krepelte die Ärmel seines rot-schwarz karierten Holzfällerhemds hoch, steckte die Beine der blauen Latzhose in den Schaft seiner Gummistiefel und freute sich, dass sich die neuen Kreuzungen so Erfolg versprechend entwickelten.

An jenem Tag auf der Waldlichtung hatte er das Gefühl gehabt, etwas an seinem Alltag ändern zu müssen, um nicht komplett den Verstand zu verlieren. Das Erste, was ihm eingefallen war, war seine alte, vorübergehend in Vergessenheit geratene Liebe: die Lilie. Früher hatte ihm die Beschäftigung mit den Blumen stets Entspannung beschert. Ob orientalische oder asiatische Hybride, Tiger- oder Feuerlilie – die Blumen sprachen nicht und hellten das Gemüt auf. Vor einigen Millionen Jahren hatte Boandl eines der Urexemplare im Himalaya entdeckt und sofort sein Herz daran verloren. Seitdem war er immer wieder phasenweise zur Lilie zurückgekehrt ... wie zu einer Geliebten, in deren Armen man sich geborgen fühlen und zur Ruhe kommen konnte. Ohne allzu tiefgreifende Verpflichtungen eingehen zu müssen. Selig lächelte der Tod im Schatten des ausgefransten Strohhuts.

Wenn mir doch nur alles solch eine Freude bereiten würde ...

Fast schon zärtlich streichelte er ein Blütenblatt seines Lieblingsexemplars, einer schneeweißen Madonnenlilie. Anders als ihre auf den ersten Blick ähnliche Verwandte, die Königs- lilie, hatte sie keinen so großen Blütenkelch und war schwerer zu vermehren. Außerdem duftete sie nicht so aufdringlich, hatte eine eher würzige Note. Der Vanillegeruch der Königs- lilien, die Boandl auf der anderen Seite des Hauses mit deutlichem Abstand zur Veranda angepflanzt hatte, erinnerte ihn manchmal an einen Kuhstall. Wieder lächelte er.

Schön, wenn man sich mit etwas auskennt und dabei auch noch Ruhe finden kann.

Ein Geräusch riss ihn aus seinen Gedanken. Es kam aus Richtung des Großen Uhrenlagers, das unweit des kleinen Holzhauses stand, in dem er lebte.

Ist das ein Wecker, der da so fürchterliche Laute von sich gibt?

Boandl konnte es sich nicht vorstellen.

Ich sehe besser mal nach. Er huschte, so gut das in Gummistiefeln eben möglich war, durch das Gartentor auf den schmalen Kiesweg, der an ein paar Tannen vorbei zum Großen Uhrenlager führte. Bereits im Laufen zog er den Schlüssel aus der Tasche, fummelte ihn an der Türe angekommen in das antike Schloss und sperrte auf.

Was für ein penetranter Ton. Und dann auch noch in einer Lautstärke, die alle Uhren im Lager übertönt. Grässlich!

Der Tod ließ den Schlüssel stecken und hielt sich die Ohren zu. *Wo kommt der Lärm denn nun her?*

Von der Tür aus scannte er den Hauptgang, von dem die Regalreihen mit den Lebensuhren abgingen. Auf den ersten Blick war alles in bester Ordnung. Er ging tiefer in das Lager, sah links und rechts in die Regale. Soweit er erkennen konnte, lagen alle Uhren an ihren Plätzen und tickten gleichmäßig vor sich hin. Boandl schloss die Augen, nahm die Finger aus den Ohren und konzentrierte sich. Das Geräusch schien aus einer anderen Richtung zu kommen. Trotz der Lautstärke klang das Schrillen irgendwie dumpf, was darauf schließen ließ, dass sich zwischen ihm und dem Störenfried eine weitere Tür befinden musste. blieb nur der Nebenraum mit dem Abwurfcontainer für die stehen gebliebenen Uhren.

Bingo!

Kaum hatte er die Sicherheitstür geöffnet, grinsten den Boandl ein selten hässliches Exemplar von Wecker von der Abdeckung des Containers aus an.

Was soll das denn? Wie kommt der hierher?

Der Wecker hatte die Form einer sitzenden schrill gelb-weißen Katze im Comicstil, die über den Schultern einen türkisfarbenen Superheldenumhang und über

den Augen eine schwarze Maske trug. In den seitlich wackelnden Vorderpfoten hielt sie einen Hamburger und einen Softdrinkbecher mit rot-weißem Strohalm. Obwohl ihr Maul breit grinste, wirkte das Tier, als plärrte es um sein Leben. Es war das furchtbarste Schrillen, das Boandl sich für einen Wecker vorstellen konnte. Das analoge Uhrwerk befand sich an der Stelle des dicken Katzenbauchs. Dachte man sich den Ton mal weg, wäre jeder dreizehnjährige Comicfan superglücklich über dieses Exemplar gewesen. Doch Boandl konnte das nicht von sich behaupten. Genau genommen wusste er nichts mit dem Teil anzufangen. Irgendwie erinnerte es ihn sogar auf eine skurrile Weise an Peepshowkabinen-Hugo. Der hatte bei seinem Ableben vergleichbar verstörende Geräusche von sich gegeben.

Was nun? Ich kann die Uhr ja schlecht anhalten und jemanden unvermittelt aus dem Leben reißen, obwohl seine Zeit noch gar nicht gekommen ist ...

Handbücher oder Standardabläufe gab es für derartige Fälle auch nicht. Also beschloss der Tod, erst mal im *Buch der Uhren* nachzusehen, zu wem dieser Wecker überhaupt gehörte. Um in der Zwischenzeit nicht komplett taub zu werden, stopfte er sich Taschentücher in die Ohren, deren Enden wie Ohrenkerzen seitlich horizontal in die Luft ragten. Dann machte er sich auf die Suche. In den letzten Tagen hatte er niemanden mit so einem scheußlichen Exemplar von Lebensuhr zur Großen Pforte begleitet, aber eventuell stand ja für morgen jemand auf der Liste.

Was trotzdem nicht erklären würde, wie die Uhr an diese Stelle gekommen ist, meldete sich eine leise Stimme in ihm, die er geflissentlich ignorierte. Er blätterte durch das Buch, doch ... keine Zuordnung eines extrem

hässlichen Katzenweckers zu einem seiner Aufträge in der kommenden Woche. Auch nicht in den Wochen darauf, und selbst als er bis ins nächste Jahr weiterblätterte, konnte er kein derartiges Exemplar entdecken.

»Wo hörst du nur hin, Kätzchen? Und vor allem: Warum hörst du nicht auf, zu schreien?« Genervt klappte der Tod das Buch wieder zu, ging zurück zu dem Störenfried und war kurz davor, den Wecker einfach gegen die Wand zu werfen. Was sollte schon passieren? Immerhin hatte er versucht herauszufinden, zu wem er gehören könnte – erfolglos.

Und plötzlich: Stille. Die Katze war verstummt, während es in Boandls Ohren nachfiepte, als hätte er ein komplettes Konzert direkt neben den Lautsprecherboxen verbracht.

Wenn ich abergläubisch wäre, würde ich fast glauben, dass mir jemand einen Weckeruf schicken möchte ... Ach was, Humbug!

Unentschlossen sah er den Wecker an und stellte ihn dann in den Container, in der Hoffnung, ihn nie wiederzusehen. Dann ging er zurück zu seinen Lilien, und wenig später war das Erlebnis schon wieder weit in den Hintergrund gerückt, so betörend dufteten die Blüten.

Kapitel 3

Barney's Bunter Bonbonladen



Schön, euch zu sehen. Ich hoffe, ihr hattet alle eine gute Woche!« Wie jeden Freitag, seit mittlerweile einem knappen Jahr, begrüßte der Boandl an einem sonnig warmen Tag Anfang September die Gruppe. Als er damals die Anzeige über das Onlineformular der Zeitung aufgegeben hatte, hatte er sich wie ein Freak gefühlt. Und dann noch einmal, als er sie am darauffolgenden Wochenende in der Regionalzeitung sah.

Du tust dich schwer, neue Leute kennenzulernen, möchtest aber gerne mal wieder raus aus den vier Wänden? Und das, ohne allein im Café oder in der Bar zu sitzen? Persönlicher Kontakt ist dir wichtiger als viele Bekanntschaften in den sozialen Medien? Dann geht es dir wie mir.

Ich beschäftige mich aus verschiedenen Gründen mit dem Tod und suche Gleichgesinnte. Geplant sind regelmäßige Treffen, bei denen wir uns austauschen und gemeinsam weniger einsam sein können. Melde dich unter boandl.k@icloud.com.

(Keine Psychotherapie und keine Trauerbegleitung!)

Ob sich in heutigen Zeiten überhaupt noch jemand auf so eine Annonce meldet, fragte er sich. Doch Yuma, Elisa, Andreas und Julia taten genau das. Außer ihnen gab es noch einen weiteren Interessenten, der die Annonce allerdings für eine Dating-Anzeige hielt und schnell wieder absprang, nachdem ihm der Schnitter zu verstehen gab, dass es nicht Ziel der Gruppe sei, zusammen obskure sexuelle Neigungen auszuleben.

Im ersten E-Mail-Kontakt stellte Boandl auch noch einmal klar, dass es sich bei den Treffen weder um eine Psychotherapie noch eine Trauerbegleitung oder ähnliches handelte – vielmehr ging es ihm darum, verschiedene Menschen kennenzulernen, die genau wie er ein Interesse an dem Thema Tod und dessen Einfluss auf das Diesseits hätten. Bei den Treffen solle keinesfalls ausschließlich über Trauer und Verlust gesprochen werden, obgleich dies natürlich dazugehörte. Aber der Fokus – das teilte er den anderen natürlich nicht mit – lag für Freund Hein darauf, für sich herauszufinden, welche Auswirkungen seine Arbeit auf das Leben der Hinterbliebenen hatte. Verbunden mit etwas Spaß – er wollte seine Zeit schließlich nicht mit lauter Trauerklößen vergeuden.

Das erste Kennenlernen fand in einem heimeligen Café statt, dessen Einrichtung genau so quietschbunt war wie sein Name: *Barney's Bunter Bonbonladen*.

Zunächst einmal erzählte jeder von sich und was er sich von der Gruppe erhoffte. Yuma beispielsweise hatte durch den Tsunami, der für die Nuklearkatastrophe von Fukushima gesorgt hatte, zwei Angehörige verloren: seine kleine Schwester Misaki und seine Großmutter. Die Familie lebte schon viele Jahre in Deutschland, aber ausgerechnet zur Zeit des Unglücks hatte Misaki die alleinstehende Großmutter in der

Präfektur Miyagi im Nordosten Japans besucht. Im Anschluss wollte sie noch für ein paar Wochen durchs Land reisen und dann ihre Traumstelle als Entwicklungsingenieurin bei einem großen Automobilunternehmen in Deutschland antreten.

Wollte. Denn dazu kam es nicht mehr. In der Zeit nach der Trauerfeier verfolgte Yuma erst mal die typische Verdrängungstaktik: Er arbeitete noch länger als zuvor und entfernte sich immer weiter von allem, was ihn an Misaki erinnerte. Es dauerte gut ein Jahr, bis er einen neuen Alltag fand und wieder mehr auf seine Gesundheit achtete. Das Verhältnis zur Familie normalisierte sich erst nach gut anderthalb Jahren wieder halbwegs, nämlich als er ein Leben ohne Misaki als neue Realität annahm. Doch die Frage, warum seine kleine Schwester ausgerechnet zu jenem Zeitpunkt nach Japan hatte reisen müssen und der Tod ausgerechnet sie in den Kreis der Opfer gezogen hatte, trieb ihn noch heute um. Schließlich gab es auch Menschen, die das Unglück überlebt hatten! Wieso also nicht Misaki?

Durch die Beschäftigung mit dem Thema innerhalb einer Gruppe hatte er sich erhofft, genau diese Antworten zu finden. Yuma hatte niemanden gesucht, der ihm Trost spendete oder mit ihm über seine Gefühle redete, nein, er hielt bis heute Ausschau nach Gesprächen, die ihn den Tod an sich und dessen augenscheinlich willkürliche Auswahl begreifen ließen.

Elisa brachte zum heutigen Treffen Erdbeerkuchen mit. »Der Lieblingskuchen meines Papas. Na ja ... kein Wunder. Ich kenne nur wenige Leute, die keinen Erdbeerkuchen mögen.« Sie strahlte über das ganze Gesicht.

Die Inhaberin des Cafés gestattete Elisa mittlerweile freundlicherweise, immer mal wieder verschiedenes

Gebäck mitzubringen, das zu den bestellten Getränken verzehrt werden durfte. Gelegentlich setzte sie sich sogar zu der Gruppe und aß eines der gebackenen Wunderwerke mit. Allerdings blieb sie nie lange sitzen – nur so lange, bis die Gespräche sich nach dem anfänglichen Smalltalk dem Lebensende und allem, was damit zu tun hatte, zuwandten.

»Boandl, im Programm der Volkshochschule wird ein sogenannter Letzte-Hilfe-Kurs angeboten – hast du davon schon mal was gehört?« Andreas nahm seit dem Tod seiner Frau häufiger an VHS-Kursen teil. Sein Job als Blogger ermöglichte es ihm, auch vormittags Veranstaltungen zu besuchen, weil er eh lieber in den Abendstunden arbeitete, und so hatte er in den vergangenen drei Jahren Spanisch gelernt, kochte nun leidenschaftlich gerne und fand Entspannung bei Tai-Chi, Autogenem Training und Progressiver Muskelentspannung.

»Nein, davon habe ich noch nichts gehört. Worum geht es da?«

Yuma konnte sich ein Lachen und einen Kommentar nicht verkneifen. »Na darum, wie man Leute um die Ecke bringt.«

Andreas sah ihn genervt an. »Ach Quatsch! Da lernst du, wie man Menschen am Ende ihres Lebensweges begleiten kann. Wissen heutzutage ja nur noch die wenigsten, wie so was geht. Irgendwann kommt jeder mit dem Thema Tod und Sterben in Berührung, aber anders als früher wird das häufig bis zum Schluss weggeschoben. Durch solche Kurse wird der Tod wieder in die Mitte der Gesellschaft gelassen – er ist nun mal ein Teil des Lebens. In dem Kurs bekommst du beispielsweise auch Infos über Vorsorge und so.«

»Und das veranstaltet die VHS?«, fragte Julia.

»Anbieter gibt es wohl verschiedene. Hier bei uns läuft es über die Volkshochschule, und die Dozentin ist eine Fachkraft aus der Palliativ- und Hospizarbeit. Ich habe im Internet allerdings gesehen, dass es auch ein bundesweites Projekt gibt, das sogar schon verschiedene Preise gewonnen hat. Musst du einfach mal »Letzte Hilfe Kurs« googeln. Ich finde das voll interessant und hätte mir für die Begleitung meiner Frau so etwas gewünscht. Dann wäre ich sicher nicht so hilflos dagestanden.« Bei einem Schluck aus seiner Tasse sah er in die Runde, ehe sein Blick an Yuma haften blieb. »Und es ist ja auch nicht jeder so ein Psycho wie du, Yuma, der dabei gleich an Mord und Totschlag denkt ...«

»Pah, ich bin kein Psycho! Gestern hab ich zufällig im Radio gehört, dass ein Psychopath jemand ist, der keine Empathie hat, und die habe ich schon. Aber weißt du, was mir in den Sinn gekommen ist? Nach dieser Definition ist *der Tod* ein Psychopath!« Triumphierend, als hätte er eine bedeutende Entdeckung gemacht, sah er in die Runde, ehe er fortfuhr. »Denn Einfühlungsvermögen und Mitgefühl kennt der definitiv nicht.« Yuma lehnte sich zurück und wirkte von einem Moment auf den anderen in sich gekehrt. Seine Stimme wurde ganz leise, fast schon zittrig, als er sagte: »Ich wünschte, er würde einfach von dieser Welt verschwinden. Dann wäre Misaki noch hier.«

Das saß. Natürlich wusste Yuma nicht, dass ebendieser Psychopath gerade am selben Tisch hockte wie er und heißen Kakao trank. Boandl trank fast immer heißen Kakao, egal ob Hitzewelle oder Frostperiode, doch nun hätte er sich vor Schreck fast daran verschluckt. Er unterdrückte ein Husten und war froh, als Julia sofort das Wort ergriff. So bemerkte keiner seine Verlegenheit.

Hier findest du mich:

Website:

<https://charliesleben.de/>

Email:

charlie_reiss@icloud.com

Newsletter:

<https://charliesleben.de/newsletter/>

Instagram:

[@charliereiss.autorin](https://www.instagram.com/@charliereiss.autorin)

(<https://www.instagram.com/charliereiss.autorin/>)

Facebook:

Charlie Reiß – Autorin

(<https://www.facebook.com/charlie.reiss.autorin/>)

Unendlichkeit ist auch keine Lösung!



Der Tod hat genug. Nachdem er mal wieder ein Kind aus einem Kriegsgebiet abholen und begleiten musste, reicht es ihm:
Burn-out.

Natürlich kann er nicht von jetzt auf gleich einfach so seine Arbeit quittieren. Doch er beginnt zu hinterfragen, welchen Einfluss sein Erscheinen auf das Leben Hinterbliebener hat. Außerdem möchte er herausfinden, weshalb ihn die Menschen so fürchten – denn eigentlich ist er doch ein netter Kerl mit einem feinen Sinn für Humor, der nur seinen Job macht!

Um Antworten zu finden, trifft er sich als Boandl Kramer immer häufiger mit Menschen, die auch nach seinem Besuch noch weiterleben.

Es beginnt eine Suche, bei der Boandl Beziehungen knüpft, die Langsamkeit wiederentdeckt und dabei – je mehr er sich mit sich selbst beschäftigt – immer näher an den Rand des Wahnsinns gelangt. Am Ende verweben sich seine anfänglichen Fragen zu einer großen:

Ist vielleicht auch er gar nicht unendlich?

